

SELEKTIONEN INFERENZEN

ODER DAS ICH UND
DIE MUSTER

ein Essay von
REINHART BUETTNER

„ ... doch glaubte mein Vater, der, wie ich schon sagte, alles rechnerisch erfasste, dass man die Mathematik auch auf die Geschichte anwenden könne, und zwar zur Lösung der Frage, in welchem Verhältnis eingetretene Ereignisse zu denen stehen, die möglich gewesen wären.“ erzählt der Mathematiker Velásquez im Gespräch mit einem Kabbalisten im 22. Kapitel der „Handschrift von Saragossa“ des Grafen Jan Potocki (1761-1815), der diesen „Dekamerone der Aufklärung“ im Stil eines Abenteuer- und Schachtelromans, inspiriert von den Erzählungen aus 1001 Nacht geschrieben hatte.

Von welcher Art phantastischer Mathematik ist hier die Rede, wie würde man hier rechnen, mit Hilfe welcher Algorithmen würde man versuchen, brauchbare Ergebnissen zu erzielen?

Der Vater, von dem hier berichtet wird, scheint ein radikaler Cartesianer gewesen zu sein, ein Vertreter der „mathesis universalis“, mit deren Hilfe man alles, was sich messen und wiegen lässt mit logischer Strenge meinte erklären zu können.

Dieser Meinung hängen heute Viele noch immer nicht nur begeistert an, sondern sie gefallen sich auch zunehmend in der Erweiterung des Anwendungs- und Erklärungsfeldes, und machen auch vor dem nicht halt, was sich weder messen und noch wiegen lässt. Die fortschreitende Mathematisierung hat mittlerweile den größten Teil der wissenschaftlichen Welt erobert und schickt sich nun an, im Verbund mit der Computer- und Softwareindustrie auch die Geisteswissenschaften unter ihre Herrschaft zu bringen. „Digital Humanities“ heißt der neue Schlachtruf der Quantifizierer und Mathematisierer und man darf darauf gespannt sein, zu welchen neuen Einsichten sie uns verhelfen werden.

Bislang scheint unklar zu sein, ob es sich um eine Hilfswissenschaft handelt, wie etwa Dokumentations- und Archivwissenschaften, Numismatik und Kodikologie, um eine neue Denk- und Forschungsmethode oder lediglich um eine Anwendung elektronischer Ordnungs- und Aufbewahrungstechniken. Eine genuin eigene Theorie oder Kritik der Geisteswissenschaften herkömmlichen Stils scheint bisher nicht entwickelt worden zu sein. In der Linguistik und dem quantitativen Teil der Literaturwissenschaften ist die Informatik schon seit langem Hilfswissenschaft, wie in den meisten anderen Wissenschaften auch und hat zu einer großen Aufblähung des Datenmaterials und einem allgemeinen Rückgang der Hypothesenbildung geführt.

Sowohl auf der „Ars Elektronika“ in Linz, als auch in Lüneburg, im neu eingerichteten Fach der Kulturinformatik an der Leuphana hatte man seit den 90er Jahren erste Erfahrungen mit der Verschwisterung von Kultur

und Datenverarbeitung machen können und versucht, eine Art forschender Doppelstrategie zu entwickeln.

„Computer haben als Apparate der Medientechnik einen immer wieder neu aufzudeckenden Anteil an der Entwicklung von Wissenschaft und Kunst selbst, prägen Kultur und Gesellschaft im Sinne einer *techné*, die, folgt man Heidegger, »das Sichauskennen im Herstellen« (Überlieferte Sprache und technische Sprache. 1989) bedeutet und damit auch ein »Sichauskennen ist [als] eine Art des Erkennens, Erkanthabens und Wissens. ... Knapp und zugespitzt gesprochen« sei Technik »kein Begriff des Machens, sondern ein Begriff des Wissens«. Technik, also auch Computertechnik und mit ihr die Informatik, stellt vor, was wissbar sein kann und wird gleichzeitig ko-evolutiv mit der Gesellschaft und ihrer Kultur, die sie hervorbringt, selbst immer wieder Gegenstand von Entwicklung, gilt geradezu als Idealtypus der Dynamik selbst. Ein einfaches Ursache-Wirkungs-Prinzip greift zu kurz, auch ein rein instrumentell gedachtes Verhältnis von Wissenschaft, Kunst und Kultur den Computemedien gegenüber trifft nicht den Kern der Dinge.

Für uns besteht dieser Kern mithin immer auch darin, selbst technisch-herstellend zu erkunden, wie mit den informationstechnischen Mitteln der digitalen Medien Dinge sag-, zeig- und damit auch wissbar werden. Dieser Zusammenhang kommt erst dann wirklich zum Vorschein, wenn Synthese und Analyse gleichermaßen betrieben werden, wenn der Bau informationstechnischer Artefakte und die Untersuchung ihrer Wirkungen in einem beständigen Zweischnitt erfolgen.“ (Martin Warnke auf der Website der Leuphana)

Das gleichzeitige Arbeiten im synthetischen und analytischen Modus, von dem hier gesprochen wird, beschwört den idealen Typus von Wissenschaft, der sich forschend und reflektierend durchs Dickicht des Vermutens, der Verblendung und des Unwissens kämpft, hin und wieder mit Trophäen aufwartend. Die neuen Kommunikate, Warnke nennt sie zurecht „Artefakte“, die unterwegs und auf Umwegen entstehen, haben einen ungeheuer starken Einfluss auf die kulturelle Entwicklung bis hin in den Alltag, wie nicht nur die Kombination von Fotografie, Video und der mobilen Telefonie zeigt. Die konkurrenzlose, frame-genaue Präzision in den audio-visuellen Medien hat einerseits die Ausdrucksmöglichkeiten enorm erweitert, gleichzeitig auch die Täuschungsmöglichkeiten, neue Formen der Kriminalität ermöglicht und den Boden für die „künstliche Intelligenz“ bereitet. Die kollateralen Auswirkungen der aufs Neue entzündeten Omnipotenzphantasien und die damit verbundene Veränderungen der Vorstellungen sind kaum abzusehen und rufen bereits jetzt nach einer klärenden Daten-, Algorithmen- und Modellkritik.

Eine solche, vor allem eine officell-institutionalisierte steht bislang leider aus, die EU-Datenschutzgrundverordnung (DSGVO 25.05.2018) kann dieses nicht leisten, da sie in erster Linie versucht, personenbezogene Daten zu schützen und sie nicht etwa auf ihre Legitimität und Dignität zu überprüfen.

Der Statistik-Wahn und die Daten-Huberei, die noch immer, vor allem politische, Überzeugungskraft zu haben scheint, müsste im Grunde längst der Lächerlichkeit preisgegeben sein, wenn man die Mühelosigkeit ihrer Beschaffung und Fälschung betrachtet, aber die Zahlen-Gläubigkeit ist ungebrochen und formt nach wie vor den größten Teil der anfallenden Entscheidungen.

Das hat wahrscheinlich seine Gründe in einem der ältesten und noch immer virulenten Atavismus aus unserer stammesgeschichtlichen Entwicklung, dem Zählen, der ersten Abstraktionsleistung unserer Spezies. Dieses scheint der letzte und einzig verlässliche Grund unserer Vergewisserungsstrategien zu sein, was nicht zuletzt in der umgangssprachlichen, rechtfertigenden Formulierung aufgehoben ist: „Ich kann ja schließlich 1 und 1 zusammenzählen“.

Die von Warnke bemühte Denkfigur der „Ko-Evolution“ mit ihren Durcheinander, Ineinander und Miteinander von temporal, simultan, konsekutiv und kausal ist nicht nur eine geschickte Umgehung des „Je ne sais quoi“ und eine Vermeidung der Henne- und Eifrage, sondern auch eine entschärfende Behauptung, die hilft, ein ideologisiertes Eindreschen auf einen Verursacher erst gar nicht aufkommen zu lassen. Da gibt es Phänomene und Interaktionen, Apparate und Formate, Medien und Bedürfnisse, Personen und Kommunikation, Ökonomie und Machtverhältnisse...

und dieses alles und noch viel mehr gleichzeitig und ineinander verschlungen und schwer trennbar verwoben. Ein Knäuel multipler Interdependenzen, von Moden durchsetzt, von Ökonomie getrieben, von Emotionen besetzt, von Interessen gesteuert..., was man erst einmal überhaupt sehen, wahrnehmen und erkennen muss, bevor man irgendetwas anderes damit, dadurch und darüber machen und befinden kann.

Um diese Sehen, Wahrnehmen und Erkennen geht es zum wiederholten Male auch in dieser „Artistenpredigt“, um die Grundlage unserer Urteilsbildung und Erkenntnis und um das Fundament, auf dem wir unsere Künste aufgebaut, kultiviert und weiterentwickelt haben.

Zwei, nur im Ausnahmefall bewusstseinsfähige Prozesse sind an jedweder Wahrnehmung, sei sie visueller, auditiver, taktiler, olfaktorischer, gustativer oder propriozeptiver Art beteiligt, die wesentlich über deren Art, Intensität und Qualität entscheiden, Selektionen und Inferenzen. Darin scheinen sich zwar die meisten Physiologen einig zu sein, über die anteilige Gewichtung und Proportion hingegen weniger. Beide Prozesse sind im höchsten Maße geheimnisvoll, zum einen weil sie zum Teil reflexartig und nicht bewusst ablaufen, gleichzeitig aber auch willkürlich beeinflussbar und steuerbar sind. Informationstheoretisch und mechanistisch könnte man die Selektionen als eine Art von Filterung verstehen, die einem unbekannten Prinzip gehorchend, nur bestimmte Perzepte wahrnimmt und andere übersieht, unscharf stellt und zum Hintergrund macht. Das würde zum einen Unterschiedserkennung voraussetzen, Vergleichsprozesse und Diskriminierungsentscheidungen und zum anderen eine prinzipielle und permanente Figur-Grund-Wahrnehmung, die auch jenseits der anatomisch bedingten fovealen und extra-fovealen oder peripheren Wahrnehmung funktioniert. Wenn wir bei der Selektion bleiben und uns die metaphorische Denkfigur „Filter“ genauer anschauen, werden wir erkennen, dass dieser nicht starr und ein für allemal fest installiert ist, sondern ein veränderliches, plastisch-dynamisches Ding sein muss, da er sich nachweislich zB mit veränderten Bedürfnislage mit-verändert. Wir kennen zwar die Akteure dieser Veränderungen nicht und suchen sie bislang vorzugsweise in der Endokrinologie und in den Interaktionen zwischen Biochemie und Elektrophysiologie, haben aber diesbezüglich keine verlässlichen und signifikanten Vorstellungen, weder von den spezifischen Prozessen im Einzelnen, noch vom gesamten Orchesterklang.

Dass die Individuen die Welt auf sehr eigene und unvergleichbare Weise wahrnehmen, ein jeder mit seinen eigenen Filtern sozusagen, ist zwar eine Binsenweisheit, aber eine, die wir uns kaum jemals bewusst machen und wirklich anerkennen. Alle möglichen Gründe hindern uns daran, vom Gruppendruck bis zum Harmoniebedürfnis und der Zustand eines radikalen Solipsismus ist uns so unerträglich, dass wir es vorziehen, lieber in einem permanenten Meinungsstreit über die Wirklichkeit zu leben, als realistischer weise mit unserem Erleben gänzlich alleine zu sein. Wenn wir gezwungen sind, eine andere Wirklichkeit zur Kenntnis nehmen zu müssen, als die uns vertraute, gleicht dieses unfreiwillige Erlebnis zumeist einem Schock mit ambivalenter Wirkung. Entweder bleibt es beim Schock mit der Aussicht auf ein ewig zu Vermeidendes, oder es relativiert und erweitert die subjektive Perspektive und das resultierende Weltbild.

Noch schlechter ist es um unsere Kenntnisse über den zweiten Prozess bestellt, den der Inferenz.

Darunter wir in der Regel das Schlussfolgern verstanden, also das, was wir mit und aus unseren sinnlichen Erfahrungen machen. Wie wir aktuelle Sinnesdaten in die bereits bestehende Struktur früherer Sinnesdaten einsortieren, um sie hernach sinn- und bedeutungstiftend einordnen und wieder auffinden zu können. Die Bildung kognitiver Strukturen durch das häufige Wahrnehmen gleicher und gleichbleibender Sachverhalte und die Übertragung dieser Strukturen auf neue, ähnliche Sachverhalte scheint damit gemeint zu sein; also ungefähr das, was David Hume über den Zusammenhang von Gewohnheit und Kausalität dachte, oder auch das, was die scholastische Formel „aliquid stat pro aliquo“ rätselhaft ausdrückt.

Um das Neue und noch Unbekannte mit Hilfe eines solchen Modells erkennen und einordnen zu können, scheint der Rückgriff auf bereits Wahrgenommenes notwendig zu sein, nicht zuletzt aus Gründen unserer lebenserhaltenden invarianten Freund-Feindreflexe.

Auch hierzu haben wir kaum eine Vorstellung von den Vorgängen im Einzelnen. Sinnesdaten und kognitive Strukturen scheinen fürs Erste getrennten Welten anzugehören. Dass im Wahrnehmungskomplex „rot, schmerzhaft, leise, dumpf und flüssig“ das Schmerzhafte den Ausschlag für unser Handeln geben wird, ist noch leicht nachvollziehbar, dass und wie aber auch die kompliziertesten semiotischen Zusammenhänge in Windeseile interpretiert werden können, ist rätselhaft.

Es sieht so aus, als sei unsere Wahrnehmung eher von ganzheitlicher Art, als nach Sinnen aufgeteilt, trotz der „spezifischen Sinnesenergien“ nach G.E. Müller und eine wohlorganisierte Ensemble-Leistung unseres Geist-Seele-Leib-Organismus, an der alle einzelnen Elemente simultan mitwirken. Die traditionelle Trennung von Sinnlichkeit und Ratio, oder auch die Theorien des zeitliche Nacheinander, oder die Einteilung in niedere und höhere Funktionen und andere laborsinnigen Aufteilungen im Sinne des wissenschaftlichen Reduktionismus scheinen nicht weiter hilfreich. Aber wie können wir uns die geforderte Ganzheitlichkeit denken, welche Modelle stehen dazu unserer Vorstellung zur Verfügung?

Da gibt es die evolutionären Modelle, die Modelle der Funktionsentwicklung des Gehirns, die Modelle der Gestalt- und Ganzheitstheorie, des Holismus und Monismus und alle diese Modelle gehen von einer hochentwickelten Interaktion der Hirnarreale sowohl mit den Sinnesorganen als auch untereinander aus. “The mind and body are intimately connected, and both influence each other.” sagte der Neurologe,

Hirnforscher und holistische Psychologe Kurt Goldstein, der u.a. ein strenger Kritiker der Lokalisation war.

Nachdem der geniale englische Arzt und Begründer der Anatomie des Nervensystems Thomas Willis (1621-1675) 1664 zum ersten Mal die „Graue Substanz“ beschrieben hatte und ihre Verbreitung im gesamten ZNS hätte im Grunde die Ganzheitlichkeit der Wahrnehmung angenommen werden können und vielleicht sogar müssen, aber die Wissenschaften nahmen einen anderen Weg und verlor sich in allerhand Zuschreibungen und Lokalisationen. Erst die Gestalt- und Ganzheitspsychologie nahm zu Beginn des 20sten Jahrhunderts die holistische Spur wieder auf und entwickelte ihre an der Wahrnehmung geschulten und vorzugsweise auf sie konzentrierten Theorien. (vgl. Felix Krueger, Zur Philosophie und Psychologie der Ganzheit, Schriften 1918-1940, Berlin 1953 und Christian von Ehrenfels, Über Gestaltqualitäten, 1890)

Die in der Gestalttheorie entworfenen Gestaltqualitäten oder -gesetze der Ähnlichkeit, der Nähe, Prägnanz und Geschlossenheit, der Kontinuität, der Symmetrie und der Guten Form weisen alle darauf hin, dass sich in unserer sinnlichen Wahrnehmung bereits Urteile bemerkbar machen, die auf Inferenzen und daraus abzuleitenden Präferenzen beruhen. Das heißt soviel wie: die Trennung von Sensorischer Aktivität und anschließender mentaler Beurteilung des Gesehenen, Gehörten, Geruchenen, Gefühlten kann irgendwie kaum richtig sein.

Da sowohl die Verbreitung im ZNS als auch die Funktionen der grauen Zellen im höchsten Maße individuell und ungleich verteilt ist, wie uns Physiologen versichern, hätte wir Anlass individuelle Unterschiede besser zu verstehen und gelassener hinzunehmen, ohne darum gleich biologistisch zu denken und zu argumentieren.

Die Inferenz ist aus mehreren Gründen interessant; zum einen führt sie uns in die Welt des Vergleichs, der Transposition, Transformation und der logischen Konstruktion und zum anderen in die Zwischenwelt der Analogien, Metaphern, der Plastizität unserer Vorstellungen, des Hirnkinos, poetischer Sprachverwendung und unseres Denkens in unscharfen Bildern. Diese Zwischenwelt ist reichlich unerforscht, obwohl die Künste seit Jahrtausenden in ihr leben und sich von den Früchten ihres Reichtums ernähren.

Die Selektion scheint etwas einfaches, ökonomisches, unserer Verarbeitungsfähigkeit Rechnung tragendes zu sein, sozusagen ein notwendiger Filter, die Inferenz hingegen ist das große Geheimnis, in dem alle Verbindungen zum Lang- und Kurzzeit-Gedächtnis, zu den Reflexen, der Interpretation und dem anderen großen Geheimnis verborgen liegen: zum Rätsel des Denkens.

Dass das Denken ein Rätsel sei, hat nicht nur Anlass zum einem populärwissenschaftlichen, gleichlautenden Buch gegeben, in dem sich der Oberst a.D. Horst Prayon und ehemalige Leiter einer Bundeswehrhochschule mit historischen Philosophen auseinandersetzt, sondern es ist eines der ältesten Ärgernisse der Wissenschaften überhaupt, weil es aus der Reihe der unauflösbaren psycho-physischen Aporien stammt, die wir aus der Feststellung kennen, dass wir unser Sehen nicht sehen können.

Die Inferenz entkommt diesen Aporien augenscheinlich dadurch, weil hier ein anderes Instrument auf das Sehen gerichtet wird, also nicht das Sehen selbst, das in die Aporie führt. Das setzt voraus, dass Sehen und Denken zwei getrennte Aktivitäten unseres Organismus sind.

Sagen wir das Gesehene sei der Blick während eines Spaziergangs aus dem dichten, beinahe dunklen Wald in Richtung des zunehmend heller und lichter werdenden Waldrandes bis zum freien Blick über Felder und Hügel und das Inferenzergebnis bestehe in der Idee eines angenehmen Hellerwerdens.

In diesem Fall hätten wir es auf der gedanklichen Ebene noch mit einer gewissen nachvollziehbaren Parallelität zur Ebene des Erlebens zu tun. Das Schlussfolgern wäre quasi die Verlängerung unseres Erlebens, oder eine Übersetzung unseres sinnlichen Erlebens in die Sprache des gedanklichen Nachempfindens. Es liegt jedoch kein strenger Parallelismus vor, etwa von Sehen, Empfinden und Denken, was sofort einsichtig wird, wenn ich daran denke, dass mich während des Spaziergangs ganz andere Stimmungen beschäftigen könnten und mein Erleben und Denken tingieren. Ein Symbolismus, eine Ähnlichkeit, eine Art der Entsprechung kann durchaus zwischen Gesehenem und Gedachtem aufkommen, aber es ist weder die Regel, noch ist es, wenn es sich ereignet, nur schön und angenehm, es kann auch erschreckend und beängstigend sein. Ziehen wir überhaupt Schlüsse aus Gesehenem und Erlebtem, oder ist das einfach nur die falsche Vokabel am unpassenden Ort?

Obwohl wir gleichzeitig denken und wahrnehmen können, sind Gedanken und Perzepte zwei unterschiedliche Dinge, oder sind sie ihres erkenntnistheoretischen Status wegen vielleicht doch etwa verwandt? Die Flüchtigkeit ist beiden gemein, ebenso die Möglichkeit zur Schärfe und Unschärfe, zur Klarheit und Eindeutigkeit wie auch zur nebelhaften Vagheit. Ich kann etwas plötzlich und schlagartig wahrnehmen und/oder auf die gleiche Weise auch denken, aber was geschieht wenn ich einen Sinneseindruck „hellblau“ nenne, aber nicht etwa hellblau denke oder

denken kann. Wie wird das, was wir denken von dem bestimmt und geprägt, was wir sehen und gesehen haben.

Sind Perzepte, also Wahrnehmungseinheiten, vielleicht Wellen-Muster-Temperatur-Bewegungen, die nur von verschiedenen Organen verschieden interpretiert und gedacht werden. Gibt es etwa einen Stoff, oder ein Teilchen, das in verschiedenen Formulierungen sowohl dem sinnlichen Wahrnehmen als auch dem immateriellen Denken dient oder zu Grunde liegt. Das klingt wie Aristotelismus, Hylemorphismus und Ur-Dualismus einerseits oder auch nach den monistischen Versuchen, alles aus einer Wurzel erklären zu wollen andererseits, also kurz gesagt, es klingt und riecht nach alter Philosophie und ihren fruchtlosen Lösungsversuchen der unausweichlichen Aporien.

Auch Monaden helfen uns da nicht weiter, weder esoterische Narrative, noch pyrrhonische Radikalismen.

Es würde zu weit führen, das eigene Interesse an diesen naiven Fragen jetzt philosophisch rechtfertigen zu wollen und solches würde ohnehin in heillosen Verstrickungen und Phantastereien enden, also werden wir uns lediglich auf eine Ahnung konzentrieren, die anregend für die Rede stehenden Inferenzen werden könnte.

Wir haben bei der Betrachtung des Erlebens eine wichtige Instanz übersehen und unberücksichtigt gelassen, die im Falle der sinnlichen Wahrnehmung und des Erlebens aber ausschlaggebend ist: die Emotionen...

Die Frage wie es möglich sein soll, von der sinnlichen Wahrnehmung zum Schlussfolgern überzugehen, aus Sinnesdaten Anhaltspunkte für logische Argumentationen zu gewinnen, von der einen Welt in die andere zu wechseln, spielen die Emotionen eine Schlüsselrolle. Sie gehören zur bereits erwähnten Zwischenwelt, wo auch Ahnungen, Stimmungen, Affekte, Metaphern, Bilderdenken, Prälogisches, Visionen, Vorstellungen und stabile und dynamische Präferenzen zu Hause sind und fungieren als Transmission. Da die Emotionen wiederum zu vielen anderen Welten in Verbindung stehen, wie zB zu den Invarianten, Reflexen und Triggern, zu den Gedächtnissen, der Sensomotorik, zum Denken und zur Begeisterung, zu den Phänomenen des Lernens, Liebens und Genießens und vielem anderen, sind die Transmissionen vielfältig und nur mit Maßen prognostizierbar.

Überall aber, wo von Zwischenwelten, Zwischendingen, Zwischenergebnissen, Übergängen, Mixturen, Nuancen u.ä. die Rede ist, kommen die Künste ins Spiel, die Habitués der Intermundien.

Auch ohne genau zu wissen, was die Emotionen im Einzelnen wirklich sind, ob es psychosomatische Reaktionen auf physiologische Prozesse sind, oder

umgekehrt physiologische Prozesse, wie Pupillenerweiterungen, Temperaturänderungen, frösteln, schwitzen, zittern, etc. als Reaktionen auf psychosomatische Auslöser, können wir doch so viel sagen, dass es sich um ganzheitlich wirksame Zustandsveränderungen unseres Organismus handelt, die weit über ihren Anlass hinaus unser Empfinden und Handeln bestimmen. Der Anteil des Amygdala-Systems im limbischen Kortex scheint bewiesen, ob einzelne zugewiesene Zuständigkeiten möglich und notwendig sind, ist noch offen, dh. auch das Geheimnis der Emotionen bleibt bestehen, wie das der Ganzheitlichkeit insgesamt. Dass hingegen die Emotionen die Bewertungen von sinnlichen Erlebnissen beeinflussen, ist die Voraussetzung für Selektionen und Inferenzen.

Für beides wird auf Gedächtnisleistungen zurückgegriffen und die Schaltstellen dafür liegen ebenfalls in der emotionalen Bewertung der Sinnensdaten.

Aus diesem laienhaften physiologisch-psychologischen Rätselraten folgt für das Thema Selektion und Inferenz, dass beides dank unserer umfänglichen und nicht bewusstseinsfähigen Lerngeschichte quasi unter der Hand beim Wahrnehmen geschieht und nur mit allergrößter Anstrengung und langer Übung überhaupt erkennbar ist.

Dass wir von dem, was um uns herum geschieht, wenn es hoch kommt vielleicht 25% mitbekommen, ist aus romantischer Perspektive schon bedauerlich genug, dass aber sowohl die Selektion als auch die Inferenz nahezu unbeeinflussbar sein sollen, weckt den Widerspruchsgeist und regt zur Erfindung von Übungen an.

Im Halbdunkel der Zwischenwelten, in dem wir fortwährend nach Mustern Ausschau halten, mit deren Hilfe wir unser ständiges Fragen beantworten könnten, leben zwischen Vorstellungen, Modellen, Bildern, Metaphern auch jene Denk- und Hilfsfiguren an denen entlang wir unsere Vorstellungen und Denkmodelle entwickeln. Parzival, Maria, Kalokagatia, kognitive Dissonanz, tremens und fascinans, Janus, Moiren, Musen und andere mythologische Figuren sind solche Typologien von Denkmodellen, mit deren Erwähnung wir häufig komplizierte Gedankengänge abkürzen.

Das Sieb, die Waage und der Scheffel sind ins Instrumentelle gewendeten Hilfsfiguren, wie „Zirkel und Richtscheidt“ (nach Dürer) oder Ross und Reiter, Zepter und Krone, Mantel und Degen, Thron und Altar.

Das Sieb könnte für die Selektion herhalten, die Schablone für die Inferenz, oder der Kamm und die Brille, mit deren Hilfe man etwas frisiert und passend zurechtlegt und durch die man auf eine Person blickt und sie passend zurecht-sieht.

Da das „passend zurecht legen und -sehen“ immer nur nach Maßgabe meiner Wahrnehmung verzerrt und verstümmelt wird, ist zwar die Subjektivität gewahrt, der Realismus und die Kommunikation dagegen deutlich geschwächt. Das mündet in den allgegenwärtigen, frucht- und endlosen Streit über die Welt, aber daran haben wir uns gewöhnt, und argumentieren fleißig mit, verbessern aber unsere Wahrnehmung dabei kaum und wursteln eifrig mit Selektion und Inferenz weiter als gäbe die Lehren aus den Zwischenwelten nicht.

Die Kunst zeigt uns zwar jedes Mal aufs Neue, dass man die Welt auch anders sehen kann, mit anderen Betonungen, unter anderen Perspektiven, aber wir lernen nichts daraus, sind schnell geneigt, diejenige Kunst zu disqualifizieren, die nicht unserer Betrachtungsweise entspricht und jene Perspektiven zu verurteilen, die nicht die unseren sind.

Darüber, woher dieses sture und bornierte Festhalten am Eigenen kommt, kann nur gemutmaßt werden. Es scheint dem Sicherheitsbedürfnis der Spezies zu entspringen, die sich nicht bei jeder Gelegenheit irritieren lassen möchte. Da aber ein jeder eine gänzlich andere Welt sieht und sie für die Gegebene hält und nur über das kleinste gemeinschaftliche Vielfache mit seinen Artgenossen verbunden ist, ist die Chance, sich über Selektion und Inferenz bewusst zu werden, denkbar gering, zumal die beiden Prozesse die Tendenz zu einer zoomenden Art von Kettenbildung haben. Aus einer Inferenz werden leicht mehrere und aus der ursprünglichen ersten Selektion entwickeln sich rasch jene partiellen Blindheiten, die kaum mehr rekonstruierbar sind.

Über allem thront jene Supremum-Aporie, die die Frage aufwirft, wer oder was, außer dem statistischen Mittel, Richter über die Realität der Realität sein soll.

Wie in der Erzählung von Hans Erich Nossack „Im Wartezimmer“ müsste der Anfang eines jeden Kommunikationsversuchs realistischer Weise mit der einleitenden Bemerkung beginnen: Lassen wir doch 'mal Alles beiseite...

Eine solche abgründige und radikale Skepsis der Wahrnehmung und der Kommunikation gegenüber voraussetzend, wenden wir uns erneut den Zwischenwelten zu, uns von ihnen Hinweise auf mögliche Lösungen erhoffend.

Das Halb-Gedachte-Halb- Empfundene, das hier zu Hause ist, diese Chimäre der emotionalen Logik und die aus ihr resultierende Haltung, „Rhathymia“ genannt, bilden einen neuen Origo der Produktivität als Experiment mit offenem Ausgang. Da Denken bekanntlich nicht automatischer Weise rationales oder gar logisches Denken bedeutet, ist es interessant herauszufinden, welche Arten von anderem Denken es gibt, für die

beispielsweise noch nicht einmal Namen oder Bezeichnungen gebräuchlich sind. Horizontales, Vertikales, Laterales Denken, Konvergentes und Divergentes Denken haben seit den Psychologen de Bono und J.P. Guilford wenigstens Namen, aber trauriges Denken oder feuerrotes Denken entbehren noch jeder näheren Beschreibung. Ebenso ergeht es dem geometrischen Denken, obwohl das „more geometrico“ seit den Tagen der Akademie von Alexandria als Charakterisierung einer Methode verwendet wird. Maximalistisches Denken ist wie uferloses, sprunghaftes, schwerpunktloses, zielloses, selbgenügsames Denken bislang nur als Disqualifizierungen bekannt, wohingegen zielführendes oder pragmatisches Denken hoch im Kurs stehen.

Künstlerisches Denken wird, sofern es das zugeteilte Ghetto nicht verlässt, in der Regel nachsichtig beurteilt, jedoch meist seiner Unberechenbarkeit und anarchistischen Tendenzen wegen beargwöhnt.

Alles Weite, Unüberschaubare, Befreiende, Schrankenlose, Undisziplinierte und Experimentelle wird lieber in den Hintergrund gedrängt, als in ihm das Bereichernde und Wertvolle zu erkennen und zu befördern.

Das , was hier zum Denken angedeutet ist, gilt auch für das Wahrnehmen und Handeln in ähnlicher und gleicher Weise. Es gibt flächiges und punktuelles Handeln, ähnlich den zweierlei Arten der Genauigkeit, direktes und umwegiges Wahrnehmen, ganzheitliches und differenziertes, bzw. differenzierendes Hören, suchendes, zielendes und vagierend-zufälliges taktils Wahrnehmen und alle trans-und intersensuellen Mischformen, deren Ergebnisse man in den Zwischenwelten finden kann. Die wort-und begrifflose Gestensprache der Musik samt den Farbklingen der Malerei und der perlengleichen Aufreihung poetischer Details können zur systematischen Informationsüberflutung genutzt werden, die zu den besten Übungen gehört, um das bisoziale Vorstellungsvermögen in den Zwischenwelten zu trainieren.

Surrealistische Methodologie, Brainstorming und Constraints (OuLiPo), extremer Superlativismus, figurative Dialektik, Versuche graphischer Beweisführung und interdisziplinärer Notationen sind geeignet, um den Selektionen auf die Spur zu kommen, da sie an den Grenzen zum Unmöglichen laborieren und uns auf diese negative Weise, die Stärke der Selektion verdeutlichen.

Alles , was unserer Wahrnehmung den Eindruck des „Das kann doch nicht sein“ vermittelt, ist geeignet, uns auf die Selektionen hinzuweisen. Bei der Inferenz ist das schwieriger, weil sie neue Ganzheiten stiftet, die schwer durch nachträgliches differenzierendes und analytisches Wahrnehmen aufzulösen sind.

Das ergänzende Wahrnehmen und Vermuten, das häufig zu herben Enttäuschungen führt, weil der schöne Mensch nicht immer auch der gute ist, wie die Inferenz der Kalokagatia nahelegt, muss dann mühevoll durch die „secunda vista“ korrigiert werden; warum also nicht gleich mit der secunda vista beginnen?

Das führt uns unmittelbar zur Epoché, der Zurückhaltung des Urteils, wie es in der antiken Philosophie der Skepsis gelehrt wurde und in der Phänomenologie Husserls wieder auftaucht, als Methodische Vermeidung der Seinszuschreibung, die aber keine Negation darstellt. Husserl verwendet die unsichere Vokabel „Einklammern“, die darauf hinweist, dass das Faktum zwar noch da und irgendwie wirksam ist, davon aber im Augenblick kein direkter Gebrauch gemacht wird.

Da unser wahrnehmendes Ich ständig auf der Suche nach Mustern ist, durch die es bestätigt oder herausgefordert wird, die es wiedererkennt, oder erst einordnen muss, auf die es sich verlassen kann und dadurch Sicherheit gewinnt, sind die problematisierten Prozesse der Selektion und Inferenz neben anderen Effekten und Täuschungsmöglichkeiten so wichtig, von Bacons „idolae“ bis zu den zeitgenössischen „Priming-, Anchoring- und Framingeffekten.

Erste Voraussetzung, um nicht zum Opfer dieser Effekte zu werden, ist von ihrer Existenz zu wissen und sie nach Möglichkeit gut zu kennen. Für die Urteilszurückhaltung ist die Kenntnis der emotionalen Bedingungen und Auslöser der Inferenzen nützlich, und schließlich ist die „Sophrosýne“, die Besonnenheit, nicht nur für Künstler eine hohe, alte und ehrwürdige und nach Sokrates/Platon sogar die Haupttugend. Dass Sophrosýne in der mythologischen Personifikation häufig als Frau, die uns den Spiegel vorhält, dargestellt wird, spielt auf die Reflexion an, die ihrerseits auf die secunda vista hinweist, also auf die Zurückhaltung des schnellen Urteils, zu der man sich durch die Berücksichtigung des Einflusses der Selektionen und Inferenzen genötigt sieht. So wichtig und nützlich diese beiden subliminaren Prozesse auch immer sein mögen, wir müssen sie uns bewusst machen, um ihnen nicht zu erliegen, der Liebe zur Welt und einem skeptischen Realismus zuliebe.

Danke